

PROF. MANFRED EICHEL



LAUDATIO AUF GABOR GÖRGEY –
ZUR VERLEIHUNG DES
„LITERATURPREISES DES FREIEN DEUTSCHEN
AUTORENVERBANDES“
am 15.3.2008, 12-13 Uhr
auf der Leipziger Buchmesse, Halle 4, Stand B 107

Ich hatte das Vergnügen, Gabor Görgey auf die für einen Schriftsteller denkbar positivste Weise kennen zu lernen: Einer seiner Übersetzer, den ich persönlich besonders schätze, hatte mir von ihm regelrecht vorgeschwärmt. Das geschah vor vier Jahren in Regensburg. WOLF PETER SCHNETZ, um den handelt es sich, hatte in den achtziger Jahren zahlreiche Gedichte Gabor Görgeys ins Deutsche übersetzt. In der „ANATOMIE EINES ABENDMAHLS“ sind sie 1987 bei Delp auf deutsch erschienen – in der Reihe „Lyrik zur Zeit“:

Wolf Peter Schnetz schenkte mir den schmalen Band mit etwas mehr als 40 Gedichten, die wenige Zeilen, aber eben auch bis zu elf Seiten lang waren. Und er erwartete von mir natürlich, dass wir über das Buch sprachen – über seine Nachdichtungen – und natürlich über den Autor. Das hat mich zu einer sehr gründlichen, also mehrmaligen Lektüre gezwungen. Meine erste Begegnung mit dem heute zu Ehrenden war also ungewöhnlich intensiv.

Und dass ich nun die Gelegenheit habe, darüber hier in diesem Kreis der Görgey-Freunde und –Verehrer zu berichten, gibt der damaligen Anstrengung, nein der damaligen konzentrierten Zeit-Investition einen nachträglichen Sinn. Weshalb ich freimütig bekennen kann: Ich habe Gabor Görgey von vornherein, also bevor ich ihn persönlich kennen lernen konnte, als einen Dichter wahrgenommen, der spielerisch-wortgewaltig mit der Sprache umgeht. Das klingt! Das hat Rhythmus! Das hat Tempo! Da ist Musik in seiner Lyrik!

Wir alle wissen, dass solche - in andere Sprache übertragenen – Lese-Erlebnisse zum großen Teil den Übersetzern zu verdanken sind. Doch ohne sinnliche, ohne gedankenspielerischer Vorlagen ist natürlich selbst der talentierteste Übersetzer hilflos – oder uninspiriert. Und generell: Übersetzungen von Lyrik sind immer problematisch. György Ligeti hatte mir mal erzählt, dass er keinem Übersetzer zutraue, die knappen Haikus seines Landsmannes Sandor Weöres in irgendeine andere Sprache zu übertragen. Weshalb er sie dann vertonte und auf Ungarisch singen ließ. Ich vermute mal - vielleicht etwas leichtfertig: Er kannte Wolf Peter Schnetz nicht.

Gabor Görgey hatte damals in der „ANATOMIE EINES ABENDMAHLS“ die Stationen eines Krebsleidens, das unheilbar erschien, beschrieben. 1976 ist er für diese lyrische Arbeit mit dem ROBERT GRAVES PREIS FÜR DAS BESTE GEDICHT DES JAHRES ausgezeichnet worden. Seine Lyrik kommt in einer prächtigen, rauschhaften Sprache daher. In der hat er Natur und Medizin, Politisches und

Privates, Apokalypse und Idylle geradezu lustvoll miteinander vermengt. Wenn man weiß, dass er in diesen Jahren den Tod vor Augen hatte, wundert man sich wie erstaunlich kraftvoll und lebensfroh das alles klingt. Da spart er nicht mit Spott, da schießen ihm zynische Gedanken durch den Kopf. Von Verzweiflung oder Verzagttheit - nichts. Und keine Spur von Larmoyanz.

Vielleicht hat diese starke, sehr sinnliche Poesie dem Autor geholfen, den Krebs mitzub besiegen. Jedenfalls belegt sie seinen Lebenswillen und seine Lebenslust.

Die Zeit ist begrenzt, der Autor hat vieles bewegt und vieles geschrieben. Deshalb möchte ich jetzt nur ein einziges seiner Gedichte hervorheben: nicht das atavistische, das Baal-hafte „Totem“, nicht das kämpferische „Frieden“, nicht das sinnenfrohe „Heute noch“ – die Auswahl ist eben groß - sondern das lakonische, das bildersatte „KEIN GUTER WILLE“:

„Immer wenn die Mieter – alle auf einmal seufzen,
beginnt sich das Hochhaus zu heben – wie ein leuchtendes Luftschiff.
Aber die Mieter seufzen – nie alle auf einmal,
deshalb erhebt sich das Hochhaus – nie als leuchtendes Luftschiff.“

Da ist eine Spur von Resignation und Spott zu verspüren, da könnte man vielleicht auch ein Quentchen Überheblichkeit diagnostizieren, aber ganz gewiss ebenso die Vision einer empfindsameren Gesellschaft.

Eine solche hat Gabor Görgey selbst, abgesehen vermutlich von einer wunderschönen, sorglosen Kindheit, Jahrzehnte lang kaum erlebt: er, der – man mag es nicht glauben, wenn man diesen wachen, nach wie vor kreativen Menschen erlebt – ihn, der im nächsten Jahr 80 wird.

Gabor Görgey von Görgö und Toporc, so sein vollständiger Name, entstammt einer der wenigen Uradels-Familien Europas. Seine Familie, die Generäle und Minister hervorgebracht hat, kann ihren Stammbaum 900 Jahre zurück verfolgen: so wie die Habsburger oder die Gimaldis – oder in Ungarn die Esterhazys.

Die weitaus meisten anderen europäischen Fürsten- oder Königshäuser blicken da wohl etwas beklommen auf ihre eigenen Ahnentafeln.

Zuerst die Kurzfassung seines Lebens, so wie man sie auf den Klappentexten seiner Bücher findet: Er wurde 1929 in Budapest geboren. Er gehört zu den profiliertesten Dramatikern und Romanciers Ungarns. Er hat über 30 Bücher - und er hat 23 Theaterstücke verfasst. Und die sind mittlerweile weltweit erschienen.

Für sein literarisches Werk ist er mit Preisen und Auszeichnungen überhäuft worden: Nur einige davon seien hier erwähnt: Vor etwa 30 Jahren – ich sagte es schon: der Robert Graves Preis „für das beste Gedicht des Jahres“, aber auch der JÓZSEF ATTILA PREIS, Ungarns begehrteste, weil ranghöchste literarische Auszeichnung. Vor etwa 20 Jahren folgte der TIBOR DÉRY PREIS und der LITERATURPREIS DER STIFTUNG FÜR KUNST. Vor etwa 10 Jahren: Der BUCH-DES-JAHRES-PREIS für einen seiner Romane, für die „SIRENE DER ADRIA“. Vor zwei Jahren ist er schließlich mit dem KOSSUTH PREIS, dem höchsten Staatspreis Ungarns, ausgezeichnet worden. Wenn die Liste seiner Ehrungen, die mir vorgelegen hat, vollständig ist, wird er heute hier, auf der Leipziger Buchmesse, mit dem LITERATURPREIS DES FREIEN DEUTSCHEN AUTORENVERBANDES seinen 13. Preis entgegennehmen.

Seine berufliche Stationen? Nach einem Studium der Germanistik und später auch Theologie wurde er 1959 Journalist im Feuilleton einer ungarischen Tageszeitung, dann

Dramaturg bei einer Filmfirma, dann – von 1982 an – vierzehn Jahre lang Künstlerischer Leiter zweier Theater:

zuerst des NATIONALTHEATERS IN SZEGED - dann nach dem Umsturz, der DEUTSCHEN BÜHNE UNGARN. Diese Lebensstation „Deutsche Bühne Ungarn“ besichert mir nun die Gelegenheit, einen wichtigen Einschub unterzubringen. Denn aus dem Germanistik-Studenten ist längst – quasi nebenbei - ein höchst renommierter ÜBERSETZER DEUTSCHER LITERATUR geworden.

Die Spanne seiner Übersetzer-Vermittler-Tätigkeit ist eindrucksvoll. Sie reicht von Walther von der Vogelweide über Nelly Sachs bis Ernst Jandl.

Doch hauptsächlich hat Gabor Görgey, der Theatermann dann Theater-Literatur übertragen, also Dramen. Solche von Goethe oder Hebbel, Brecht, Bernhard oder Turrini. Aber nachgedichtet hat er auch: Lyrik von Hölderlin oder Heine, Benn oder Bachmann – um wirklich nur einige zu nennen.

Der umtriebige Schriftsteller und Theatermann, der Dichter und Übersetzer startete 1994, also in einem Alter, in dem sich andere zur Ruhe setzen, er war damals 65, noch einmal besonders kraftvoll durch:

Er wurde Chefredakteur und Leiter der Kulturabteilung des Ungarischen Fernsehens. Und weitere acht Jahre später – nämlich im Jahre 2002 erhielt er eine Berufung in die Regierung seines Landes: Er wurde – parteiloser - KULTUSMINISTER der Republik Ungarn. Das blieb er bis 2003. In seine Amtszeit fiel die erste Wahl eines Ungarn zum Nobelpreisträger für Literatur: Sein Freund IMRE KERTESZ wurde damals mit dieser Trophäe ausgezeichnet.

Gabor Görgey hatte wenige Jahre zuvor, genau 2000, den letzten Band seines fünfbändigen Werkes „DER LETZTE BERICHT VON ATLANTIS“ veröffentlicht. Titel: „DIE SIRENE DER ADRIA“. Dafür hatte er, Sie wissen das schon, den ungarischen „Buchpreis des Jahres“ erhalten.

Das Vorwort hatte Imre Kertesz geschrieben, der da noch nichts von seiner späteren Nobilitierung wusste. Nein: Er hat das Vorwort nicht geschrieben – er hat ein wahres Loblied auf den Freund gesungen.

Voller Bewunderung geht es gleich los: Gabor Görgey sei „ein besonderer Kristall im bunten Kaleidoskop der ungarischen Literatur.“

Weiter: Er sei ein Erzähler, der in der Lage sei, ein ganz „eigenes Universum“ zu schaffen. Und wer dieses Universum betrete, den umfange „die schimmernde Bläue und der süße Duft des Dahinwelkens.“

Und schließlich endet Kertesz ganz bekenntnishaft: „Görgey erzählt das schönste Märchen über den Tod, das ich je gelesen habe.“

Das schönste Märchen findet sich ganz am Ende des letzten Bandes, der in Deutschland 2004 – wohl seines vorangegangenen ungarischen Erfolges wegen - als allererster Band der Pentalogie auf den Markt gekommen ist. Aber die „SIRENE DER ADRIA“ und der zwei Jahre später ebenfalls bei Franz Westners SALON LITERATUR VERLAG erschienene tatsächlich erste Band, der „JAGDTEPPICH“, sind alles andere als Märchen. Im Gegenteil: Sie enthalten streckenweise nichts als die reine Wahrheit – und die ist oft ausgesprochen bitter.

Idyllische und auch heitere Abschnitte wechseln bei Görgey wohl kalkuliert mit Szenen voller Schrecken und Todesangst. Der „Letzte Bericht von Atlantis“ – noch einmal: so lautet der Gesamttitel der ungarischen Familien- und Landes-Chronik – ist ein wehmütig-melancholischer Abgesang auf eine untergegangene Kultur, auf die Kultur des adeligen Ungarn. Zwölf Jahre lang (von 1987 bis 1999) hat Gabor Görgey auf seiner sehr persönlichen Suche nach der verlorenen Zeit am Schreibtisch verbracht: sinnierend, fabulierend und dokumentierend. Dieses Atalantis einer einst glanzvollen Gesellschaft ist „für immer versunken“ – doch es sendet, wie er hört, immer noch Botschaften aus. Die

Signale werden allmählich schwächer. Aber Gabor Görgey hat sie schon früh wahrgenommen und sorgfältig gespeichert.

Seine Erinnerungen sind deshalb auch historisches Material – gesammelt von einem, der selbst Bewohner dieser Atlantis-Kultur war und der den Untergang seiner Insel, vielleicht seines Kontinents (?) am eigenen Leib verspürt hat. Mit seiner Familie. Von den neuen Machthabern verfolgt und gedemütigt.

Gabor Görgey von Görgö und Topporczy nennt seinen Helden, sein alter Ego fast unverschlüsselt Adam Topporczy. Der ist - wie der Autor - Sohn eines Generals, der das 13. Husarenregiment befehligt hat. Die Familie lebt auf dem Rosenhügel – dort, wo auch der Autor gelebt hat: auf der bergigen Buda-Seite Budapests. Dort wo die Reichen des Landes ihre prächtigen Villen inmitten gepflegter Parkanlagen besaßen – und heute wohl auch wieder besitzen

In Adams Kreisen damals war es selbstverständlich, dass sein Vater ein Anhänger des Admirals Miklos Horthy war, des sogenannten Reichsverwesers, der von 1920 bis 1944 Ungarn regierte – bis zu seiner Absetzung durch die Nazis. Die organisierten dann erst und gleich im großen Stil die Judenverfolgungen. Und die berüchtigten Pfeilkreuzler waren ihre Spießgesellen. Als dann die Russen das Land besetzten und die Kommunisten an die Macht im Staate gelangt waren, wollten die die Gesellschaft radikal verändern. Die ehemals Privilegierten, die Wohlhabenden und die bürgerlich Intellektuellen waren da im Wege – und die adeligen Familien, die oft genug die Wohlhabenden und besser Gebildeten stellten, damit auch.

Sie wurden aus ihren Häusern vertrieben: Fabrikanten, Ärzte und Rechtsanwälte, Richter und Professoren. Und sie wurden auf weit von Budapest entfernt liegende Dörfer umgesiedelt und zu harter körperlicher Arbeit gezwungen. Oft Seite an Seite mit Juden, die gerade den Konzentrationslagern entronnen waren – und die das Pech hatten, über Besitz zu verfügen. Besonders pervers: Die ehemaligen Pfeilkreuzler, denen es leicht gemacht worden war, von ganz rechts nach ganz links umzuschwenken. Die waren nun - unter dem Kommunistischen Regime wiederum ihre sadistischen Bewacher.

Kehren wir nach diesem kurzen historischen Zwischenspiel zu Adam Topporczy zurück. Er und seine Eltern wurden 1951 zwangsdeportiert. Wie Gabor Görgey auch. Adams Vater war vorgewarnt worden: Von einem jüdischen Paar, das er vor den Pfeilkreuzlern in seinem Haus versteckt hatte. Die beiden vormals Verfolgten hatten ihm offenbart, dass nun er bald ein Verfolgter sein würde. Sie wussten das, weil sie Kommunisten seien und die Pläne ihrer Parteigenossen kannten. Die Reaktion seines Vaters: „Ich will zusammen mit meiner Klasse untergehen! Keiner muss mich vom untergehenden Atlantis wegzerren.“

Was war das: Atlantis? Was machte dieses Atlantis nun aus? Es war, wenn man sich auf Gabor Görgeys Bericht verlässt, eine Welt kultivierten Lebens, geschmacksgesättigt und - trotz konservativer Grundhaltung – äußerst liberal. Es war für seinesgleichen eine Selbstverständlichkeit, in Atlantis Verfolgten beizustehen und den primitiven Antisemitismus und den alles gleich machen wollenden Kommunismus zu verachten.

Atlantis war eine Welt, in der Höflichkeit, in der Reserviertheit und sicherlich zuweilen auch Arroganz eine sich abgrenzende Reaktion auf eine ordinäre, obrigkeitshörige und deshalb oft genug verachtenswerte Mitwelt war. Atlantis war eine nach außen weitgehend abgeschlossene Welt des selbstverständlichen Luxus und auch des herrlich unvernünftigen Leichtsinns. Schlicht: Atlantis war auch das Pseudonym für eine selbstbewusste Lebensweise, die man sich eben leisten konnte.

Nicht allen von uns wäre dieses Atlantis sonderlich sympathisch gewesen, wenn wir durch Gabor Görgey dann auch erfahren, wie das herrschaftliche Ungarn damals zur Kunst, zur

Musik und zur Literatur stand. Sowa hielt man in seinen Adelskreisen – Zitat: „im günstigsten Fall – für eine verzeihliche Unschicklichkeit“. Und Kulturinteressierte hielten Adams Eltern eben deshalb auch für etwas lebensuntüchtige „Schrullköpfe“. Klar: Gabor Görgey oder genauer sein Adam waren aufgeschlossener. Sie wussten, dass Kunst nicht nur einfach existierende, sondern aus sich heraus wirkende „zweite Wirklichkeit“ sein kann.

Nach seiner Deportation als Klassenfeind aufs Land wurde er einem Strafarbeitslager zugeteilt und wirklich unglaublich geschunden - und auch erniedrigt. Erst 1954 durfte er nach Budapest zurückkehren, wurde zynisch-geschickter Verkäufer von Rakosi- und Stalin-Bildern, er heiratete, wurde Vater einer Tochter und durch seinen Kunsthandel wurde er auch einigermaßen reich. Auf den Spuren seines Vaters, des Generals bereist er schließlich die Orte an der Adria, in denen damals, vor dem Krieg und dem sozialistischen Regime, noch ein beneidenswertes, sorgenfreies Adelsleben möglich war. Auch voller erotischer Eskapaden.

Der Schluss der fünfbändigen Suche nach Atlantis: Adam ist vielleicht in der Adria ertrunken, vielleicht lebt er auf einer der Inseln, vielleicht aber auch auf Atlantis? Er hat sich aufgelöst – „das schönste Märchen über den Tod“ hatte Imre Kertesz diesen Abschluss genannt.

Soviel zu dem großen Bogen, den Gabor Görgey über Adams Leben, das weitgehend wohl auch seines war, gespannt hat – so weit man das als Deutscher Leser beurteilen kann: Dem fehlen ja immerhin noch die drei mittleren Bände der Atlantis-Pentalogie.

Aber damit ist über die Erzählkunst Gabor Görgeys noch gar nichts gesagt. Doch die ist höchst bemerkenswert. Denn er schafft es trotz der dramatischen Ereignisse, die er schildert, trotz der zahlreichen historischen Einschübe, trotz der ausführlichen Zitate, die er einflucht, immer wieder Inseln der Idylle vor dem Leser entstehen zu lassen – wenn er sich an die Zeiten als Kind und als Heranwachsender in der ehemals noch heilen Welt erinnert.

Oder wenn er dem Leser Gelegenheit zum Schmunzeln verschafft – zwischen all dem Chaos vorher und danach. Oder wenn er mal eine wunderschöne Liebes-Affäre auf dem Jagdteppich mit Agnes, der Tochter einer ehemaligen Geliebten Adams als roten, reizvollen Faden durch den ganzen ersten Band zieht und es fertig bringt, Teppich-Motive und die Teppich-Geschichte immer wieder in die Gegenwartshandlungen wahrlich zu knüpfen. Oder wenn er eine sehr komische Beratungs-Geschichte in seinem letzten Band, der „Sirene der Adria“, ebenfalls als roten Faden immer wieder aufgreift: Da berät er einen neureichen Schlawiner bei der Einrichtung seines gerade erworbenen Hauses – das mal sein Elternhaus war. Und der Kotzbrocken Janko Lajos ahnt das nicht. Oder – ein Schelmenstück: Ein Schlitzohr namens Béla Hajas raubt eine reiche Arztwitwe aus, indem er vorgibt, von der Stasi zu sein.

Derselbe Hajas entpuppt sich später übrigens als der VATER seiner jugendlichen Geliebten AGNES.

„Der letzte Bericht von Atlantis“ bietet ein Kaleidoskop von Geschichten und von Geschichte. Er ist unterhaltsam und er ist informativ. Er bietet einen schon etwas verklärten Blick zurück auf eine untergegangene Gesellschaft. Aber diese Bände richten den Blick ebenso nach vorne. Weil sie ein Plädoyer für einen menschlicheren Umgang miteinander sind. Ob es die Verängstigten Blicke der verfolgten Juden, oder – nach dem Zweiten Weltkrieg – die Verzweiflung in den Minen der bourgeoisen Klassenfeinde oder der später deportierten Schwabendeutschen waren.

Oder die Blicke der vertriebenen slowakischen Ungarn – aber auch die Furcht in den Gesichtern der aufgestöberten Stasi-Leute nach dem Aufstand gegen das kommunistische Regime im Jahre 1956. Diesen Ausdruck von Ausgeliefertsein nennt Adam Toppoczy, nennt Gabor Görgey „die internationale Uniform der Verfolgten“.

Dass Menschen, Klassen und Völker nicht mehr als Schachfiguren von Mächtigen hin- und hergeschoben oder gar ganz v. Spielbrett genommen werden, ist die eindringlichste Forderung in all den „Atlantis“-Büchern. Dass Gabor Görgey, der Brückenbauer zwischen den Gesellschaften und Kulturen Europas und der Übersetzer deutscher Literatur ins Ungarische heute den „LITERATURPREIS DES FREIEN DEUTSCHEN AUTORENVERBANDES“ erhält, ist eine sehr verständliche Entscheidung der Jury dieses Preises. Meine Stimme hätte diese Jury auch erhalten.